

«Musik bietet die Chance, in Afrika zu bleiben»

Marianne Berna und Thomas Burkhalter erklären, warum Afro-Pfingsten, das wichtigste Schweizer Festival für afrikanische Musik, auf der Kippe steht - und weshalb die Zukunft trotzdem dem Pop aus dem Süden gehört.

Mit Marianne Berna und Thomas Burkhalter sprachen Christoph Fellmann und Jean-Martin Büttner

Am Musikfilmfestival Norient ist ein Remake von «Purple Rain» zu sehen, dem Film mit Prince: Mdou Moctar spielt einen Tuareg aus Niger, der sich als Gitarrist durchsetzen will. Wovon hängt im realen Leben die Karriere eines solchen Musikers ab?

Thomas Burkhalter: Der Markt hat sich auch für afrikanische Musiker stark verändert. Europa oder die USA sind nicht mehr der Ort, wo man es schaffen will und muss. Ein junger Gitarrist aus Niger bemüht sich in erster Linie um lokale Finanzquellen und Auftritte.

Eine Musikkarriere wird also nicht mehr auch als Chance verstanden, nach Europa auszuwandern?

Marianne Berna: Nein, als Chance zum Bleiben. Die Digitalisierung hat aus dem afrikanischen Musikmarkt einen gigantischen Wachstumsmarkt gemacht.

Burkhalter: Die jungen Generationen sind in den Social Media sehr präsent, also buhlen die Musiker dort um Likes und Followers. Die Mobiltelefonfirmen haben erkannt, was für ein Potenzial da drinsteckt, und investieren in vielen afrikanischen Ländern. Auch in die Musiker: Die können zum Beispiel sehr gut verdienen, wenn sie in den sozialen Netzwerken als Markenbotschafter für eine Telefonfirma auftreten.

Viele europäische Musiker hätten ein Problem damit, Botschafter für eine Telefonfirma zu sein.

Burkhalter: Viele afrikanische Musiker gehen mit dem Kommerz viel lockerer um, da arbeitet auch ein Underground-Künstler mit Vodafone zusammen.

Apropos Vodafone: Wie weit vorne mit dabei sind europäische Firmen auf dem afrikanischen Musikmarkt?

Berna: Eher weit hinten als weit vorne. Zuerst waren Investoren aus Indien da, aus Dubai, den Emiraten und Ägypten - etwa die Orascom von Samih Sawiris. Jetzt steigen die Chinesen ein.

Hat erst die Verbreitung der Smartphones den afrikanischen Musikmarkt digitalisiert?

Berna: Schon, auch wenn längst nicht alle ein Smartphone besitzen. Viele hören die Musik auch in Internetcafés, auf den Musik- oder Videoplattformen oder über Sticks, auf denen sie ihre Songsammlungen mitbringen.

Die westliche Popmusik hat sich etwas verbraucht und rezykliert vor allem noch ihr Archiv. Nicht wenige Beobachter glauben, dass die Zukunft des Pop aus Afrika kommt.

Berna: Richtig, wobei Afrika vor allem schon mal die Vergangenheit der Popmusik ist.

Burkhalter: Die Popmusik wird in zehn Jahren noch viel stärker vermischt und viel weniger westlich geprägt sein. Wenn ich sehe, wie gut ausgebildet, mit wie



Europa ist nicht mehr das Mass aller Dinge: The Tshe Tsha Boys aus Südafrika. Foto: Chris Saunders

viel Lebenserfahrung und Drive junge Musiker in Afrika ihre Welt neu erschaffen wollen: Dann ist klar, dass sich all dieses Talent schon bald durchsetzt.

Afro-Pfingsten, das wichtigste Festival für afrikanische Musik in der Schweiz, muss aber aufhören.

Berna: Dieses Festival musste eine Halle für 3500 Zuschauer füllen. Es gibt nicht mehr als eine Handvoll von Weltmusik-Stars, die so viele Leute erreichen.

Burkhalter: Ich finde aber auch, dass das Festival inhaltlich ein bisschen stehen geblieben ist, dass es immer wieder dieselben Altstars aus der Weltmusik-Industrie der 80er-, 90er-Jahre gezeigt

und die jüngere Szene übersehen hat.

Berna: Die Szene hat auch keine Stars hervorgebracht, die eine Halle füllen.

Burkhalter: Stimmt. Die ganze Szene ist kleinteiliger geworden und in Nischen organisiert. Es gibt sehr viele Plattformen und Meinungsmacher, aber sie sind nicht in der Lage, Karrieren zu lancieren. Also gibt es viele Stars - jeder in seiner Nische. In ihrem kleinen Netzwerk machen sie alles selber: Musik, Videos, Verpackung, Promo und Vertrieb.

Popstars wie Paul Simon, Peter Gabriel oder Damon Albarn haben afrikanische Musiker gefördert.

Bräuchte es wieder solche Figuren?
Burkhalter: Diese Stars haben tatsächlich bei ihrem Publikum ein Interesse für afrikanische Musik geweckt. Aber es ist jedes mal ein weisser westlicher Mann, der sagt, welche Afrikaner auf die Bühne dürfen und wie die Musik inszeniert wird.

Im Westen stellt man sich die Musik aus Afrika authentischer und ländlicher vor, als sie ist.

Burkhalter: Im Internetzeitalter sind die Cut-ups einfach viel schneller, virtuoser und extremer geworden. Man kann heute jederzeit jede erdenkliche Musik sampeln und mit einem Beat oder einer Ästhetik aus einer entgegengesetzten Ecke der Welt kombinieren.

Und doch wurde die Musik von Ali Farka Touré dem westlichen Publikum als Quelle des Blues verkauft. Mit grossem Erfolg.

Burkhalter: Das stimmt, das Publikum liebt solche Geschichten.

Auch in Afrika?

Berna: In Afrika ist die traditionelle Musik so allgegenwärtig, dass man sie weder pflegen noch inszenieren muss. Natürlich gibt es auch dort die Sänger, die klagen, dass die Jungen nur noch Hip-Hop und Elektrozeugs hören.

Burkhalter: Das 20. Jahrhundert ist voller europäischer Ethnologen, die durch Afrika und Arabien reisten, um «das Erbe zu bewahren».

Berna: Viele afrikanische Musiker haben kein Problem damit, beides zu machen. Sekouba Bambino etwa kommt aus einer Griot-Familie mit tausendjähriger Musiktradition, die selbstverständlich auch er beherrscht. Daneben macht er Elektromusik für die Tanzpartys.

Burkhalter: Der Umgang mit dem kulturellen Erbe ist spielerischer geworden; man verwendet auch bedenkenlos Sounds aus der Medien- und Popkultur. Als sich Weltmusiker noch stärker am westlichen Markt orientieren mussten, ging es darum, eine vermeintlich traditionelle Musik zu nehmen, sie auf Hochglanz zu polieren und zu den europäischen Festivals zu tragen.

Bob Marley wollte selbst kommerziell sein. Es war kein hegemonialer Akt der Engländer, seinen Reggae zu glätten.

Burkhalter: Er war aber auch eine Ausnahme. Wie viele Weltmusiker gibt es, die einen Welthit hatten? Marley, ja, dann kommt schon Psy. Und dazwischen

Norient

Plattform und Musikfilmfestival

Norient ist eine Internetplattform «für lokale und globale Sounds und Medienkultur», die von Bern aus betrieben wird. Sie tritt auch als Veranstalterin auf und publiziert Bücher. Im Herbst 2015 ist «Seismographic Sounds» erschienen über exemplarische Musikvideos in der globalisierten Medienkultur unserer Zeit. Ab heute Donnerstag und bis Sonntag, 17. Januar findet in der Berner Reitschule das Norient-Musikfilm-Festival statt. Schwerpunkt sind Videoclips, neben Dokumenten und dem Spielfilm «Akounak Tedalat Taha Tazoughai». Vorführungen finden auch in Lausanne (Le Bourg) und St. Gallen (Palace) statt. (cf) www.norient.com

vielleicht noch Youssou N'Dour mit Neneh Cherry und Mory Kanté.

Berna: Kanté ist ein gutes Beispiel. Er sagte immer, er habe «Yeke Yeke» nicht für die Weissen gemacht, sondern weil die jungen Afrikaner solche Lieder hören wollten. Die Ironie dabei ist höchstens, dass seine jungen Afrikaner auch darum begannen, seine Musik zu hören, weil er damit in Europa so erfolgreich war. Afrika fährt immer noch auf das ab, was in Europa gerade populär ist.

Das muss nicht schlecht sein: Stromae ist mit seinem «Papaoutai» in Afrika sehr populär geworden. Das Lied handelt von einem grossen Problem gerade auch für diesen Kontinent - den abwesenden Vätern.

Burkhalter: Ja, er tritt auch erfolgreich in Afrika auf. Wie sehr er damit in den afrikanischen Gesellschaften eine Debatte auslöst, weiss ich nicht.

Wie politisch ist Pop in Afrika?

Berna: Das ist sehr unterschiedlich. In manchem Land, vor allem im arabischen Raum, musst du deine Musik nach dem Geschmack der Machthaber machen, sonst hast du ein Problem.

Burkhalter: Wenn dich ein wichtiger Lokalpolitiker einlädt, an seiner Hochzeit zu spielen, sagt längst nicht jeder Nein. Dafür wirst du sehr gut bezahlt.

Berna: In Südamerika sind das nicht Politiker, sondern Drogenbosse. Pech, wenn sie dich zu ihrer Lieblingsband wählen: Dann weisst du, was du zu spielen hast.

Burkhalter: Der Protest ist darum häufig ironisch und parodistisch. In Ghana zum Beispiel hat das Rapduo FOKN Bois mit seinen grellen Videos gerade grossen Erfolg. Natürlich wollen sie auch im Internet auffallen, aber sie kritisieren auch die evangelikale Kirche oder die Lokalpolitik. Und ich glaube schon, dass viele solcher Nadelstiche, sei es von Stromae oder den FOKN Bois, die Leute zum Nachdenken bringen und die Zivilgesellschaft stärken können.

Musik Songs, die den Horizont erweitern

afrika.tagesanzeiger.ch

Rabiate Hoffnungsträger

Beethoven einmal anders: Patricia Kopatchinskaja und Teodor Currentzis trafen sich in der Tonhalle.

Susanne Kübler

Da haben sich zwei gefunden! Mit rotem Kleid (sie) und roten Schnürsenkeln (er), mit viel Energie und grosser Lust, die Dinge einmal anders anzupacken: So näherten sich die Geigerin Patricia Kopatchinskaja und der Dirigent Teodor Currentzis im Rahmen der Neuen Konzertsreihe Beethovens Violinkonzert. Beziehungsweise: Sie machten es sich zu eigen, so radikal und rabiat, wie man das von ihnen erwartet.

Kopatchinskaja und Currentzis gelten als Hoffnungsträger für all jene, die

dem Klassikbetrieb ein wenig Frischluft gönnen. Er hat mit seinem im russischen Perm stationierten Ensemble Musica Aeterna vor allem in Einspielungen von Mozart-Opern gezeigt, wie unverbraucht Hits klingen können. Und sie hat sich als grandiose Kommunikatorin ohne Worte in die Herzen des Publikums gespielt: Egal, ob sie berühmte Werke oder sonderbare Trouvaillen präsentiert, ihre Begeisterung dafür ist ansteckend.

Auch diesmal wieder. Schon während des Orchestervorspiels machte Kopatchinskaja klar, dass sie Beethovens Violinkonzert als eine Art instrumentales Theater versteht. Wie sie da bei brüskten Wendungen erschrak und zu lieblichen Melodien dahinschmolz, das war Musikvermittlung in Reinkultur: Man sah, was man hörte.

Auch Currentzis liess seine Verbündeten vom Ensemble Musica Aeterna die

Klangcharaktere in reinster Form gestalten und signalisierte dem Publikum zugleich mit seiner Schlagtechnik (die bei Bedarf auch eine Streichel-, Stampf- oder Tanztechnik war), worum es gerade ging.

Was harsch sein soll, wird grob

Das Resultat war in den besten Momenten grandios plastisch. Und in den anderen derart überdeutlich, dass nur noch Schwarz und Weiss übrig blieben: keine Nuancen, keine Doppelbödigkeiten, keine Farben. Oder mit jener Grobheit formuliert, die diese Aufführung teilweise prägte: keine Musik.

Man kann sich ja nicht genug freuen über Interpreten, die eine eigene Haltung zu den Werken entwickeln, die Beethoven nicht als Büste im Museum besuchen möchten, sondern als Zeitgenossen verstehen. Aber wenn man so

weit geht wie Kopatchinskaja und Currentzis, dann wird aus dem Zeitgenossen bald einmal eine Comicfigur, die zwar prägnant gezeichnet wird, dabei aber zur Schablone verkommt. Es kann ergreifend sein, wenn Piano-Passagen so extrem leise gespielt werden, als seien sie nur noch Erinnerungen; aber spätestens beim dritten Mal klingt es nach einer Masche (umso mehr, als man dem Effekt auch schon in Tschairowskys Violinkonzert begegnet ist, das die beiden kürzlich auf ihrer ersten gemeinsamen CD herausgebracht haben).

Da stören dann plötzlich auch technische Unsauberkeiten, die man nun nicht mehr als Nebenwirkungen einer besonders spontanen Interpretation in Kauf nehmen mag. Intonation, Balance, Koordination: Zwischendrin haperte es überall (auch nach der Pause, in Beethovens 5. Sinfonie, die ganz ähnlich klang

wie das Violinkonzert). Was harsch sein sollte, wurde allzu oft grob, was weich gedacht war unpräzise. Und so sympathisch und originell es ist, wenn neben der üblichen Pauke auch noch die Cello und Kontrabässe und ein zweiter Geiger in die Kadenz einbezogen werden: Musikalisch überzeugend war es kaum.

Man konstatierte es mit Bedauern. Denn Kopatchinskaja und Currentzis hätten vieles zu bieten, was in klassischen Konzerten tatsächlich oft fehlt - als Persönlichkeiten wie als Musiker. Es blitzte auch an diesem Abend immer wieder auf; dann entwickelte die Musik plötzlich eine unwiderstehliche Dynamik oder strahlte eine ebenso unwiderstehliche Zärtlichkeit aus. Und klang wie ein Versprechen, dass die beiden ihr Korsett als rabiate Hoffnungsträger ebenso energisch sprengen werden wie jenes der Tradition.